

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

und v' sind mit 2 und 3, die Polardrähte der Kette mit 1 und 4 verbunden. Die obere Fläche des Kreises hat die 24 Buchstaben des Indicators und 24 strahlige Stäbchen dienen zum Drehen mit dem Finger bis an den Zeiger s . Wenn das Zeichen $+$ bei diesem Zeiger steht, so drückt die Feder g an einen leitenden Theil des Umfangs und k an die einzige metallne Leitung der Holzscheibe. Der Strom geht also nicht durch die Drähte v v' sondern auf dem kurzen Weg zurück, damit dieselben Drähte auch zu Mittheilungen vom andern Ende der Telegraphenlinie gebraucht werden können. Dreht man den metallnen Kreis, so drückt die Feder g bald auf einen leitenden, bald auf einen nicht leitenden Theil des Umfangs; die Leitung nach dem Indicator ist also bald unterbrochen, bald nicht und die Scheibe desselben muß sich also eben so schnell drehen oder dieselben Buchstaben zeigen, als die des Communicators.

Es würde zu weit führen, wenn wir nun die Verbindung dieses Telegraphen mit dem Alarum durch dieselben Leitungsdrähte auch noch hier aufführen wollten. Ebenso ist es mit einigen wichtigen Einrichtungen, die Wheatstone für besondere Zwecke mit dem Telegraphen vorgenommen hat. Bei der einen vertritt die Stelle der papiernen Scheibe auf deren Umfang die Buchstaben stehen, eine dünne Scheibe von Kupfer mit Einschnitten,

welche von dem Umfang bis zur Mitte gehen; wodurch vier und zwanzig Federn gebildet werden. An den Enden dieser Federn sind Buchdruckerlettern befestigt, welche durch einen, mittelst des Elektromagnetismus in Bewegung gesetzten Hammer auf einen Cylinder schlagen, um welchen abwechselnd verschiedene Blätter von weißem und geschwärztem Papier, wie man es bei manchen Copierapparaten gebraucht, gewunden sind. Dadurch erhält man, ohne daß die Scheibe mit ihren Lettern an der Umdrehung gehindert ist, mehrere gedruckte telegraphische Nachrichten zugleich.

Die elektrischen Telegraphen sind in England schon bei vielen Eisenbahnen in vollem Gang. So z. B. auf der Blackwall-Londoner, und der Great Western-Eisenbahn, sodann zwischen London und West-Drayton bis Slough und Windsor, zwischen Glasgow und Edinburg, zwischen Leeds und Manchester, zwischen Norwich und Yarmouth und zwischen Dublin und Kingston.

Auf ähnliche Art wird der Elektromagnetismus auch angewendet, um in großen Etablissements durch eine Uhr viele andere in gleichförmigem Gang zu erhalten. Auch bedient man sich des elektromagnetischen Alarums in großen Häusern sehr häufig statt der gewöhnlichen Schellenzüge; indem hier der Draht um jede Ecke gebogen werden kann und nicht bewegt zu werden braucht.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Ueber den Muth der männlichen Vögel bei Vertheidigung ihrer Weibchen und ihrer Brut.

Es ist von hohem Interesse, das Leben der Thiere genau zu beobachten. Wir kennen mehr die natürliche Kör-

perbeschaffenheit derselben, den Gliederbau, u. s. w., der sich leicht an den zerlegten Thieren beobachten läßt. Wie aber die Thiere mit einander leben, in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen, sowohl diejenigen gleicher, als die ungleicher Gattung, das ist schwer zu erkunden. Denn dieses Thun und Treiben ist vielfach den Augen der Menschen entzogen. Die gezähmten

Thiere und die wilden in den Thiergärten haben schon einen großen Theil ihres streng natürlichen Lebens abgelegt. Es ist daher sehr lehrreich, wenn uns eifrige Naturfreunde ihre aufmerksamen Beobachtungen mittheilen; wie dieß Herr Pastor Brehm aus Renthendorf that, indem er in der vorjährigen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Mainz, einen, zum Theil auf eigene Bemerkungen gestützten, Vortrag hielt, den wir in Nachfolgendem hier mittheilen:

„Wie der Geist mehr ist, als der Leib, so muß auch das Geistige in der Thierwelt dem Naturforscher mehr gelten, als das Leibliche, und was kann erfreulicher, erhebender und belohnender sein, als dieses Geistige in der Körperwelt zu erforschen, aufzufinden und Andern anschaulich zu machen? Es ist gewiß, daß sehr Viele die Thiere zu niedrig stellen. Es wohnt in manchem unvernünftigen Geschöpfe weit mehr Geist und Gemüth, als der stolze Mensch in der unbegreiflichen Einbildung, alle Thiere seien um feinetwillen in das Dasein gerufen, zugestehen will. Deshalb glaube ich mich der großen Ehre, heute vor Ihnen zu stehen, nicht unwürdig zu beweisen, wenn ich Ihnen von den herrlichen besiederten Geschöpfen, deren Studium meine ganze Muße gewidmet ist, etwas Geistiges vor die Seele stelle, indem ich Ihnen „über den Muth, welchen viele Männchen der Vögel bei der Vertheidigung ihrer Weibchen und ihrer Brut zeigen“ einige Bemerkungen mittheile.

Das Weibchen aller der Geschöpfe, welche ihre Nachkommenschaft kennen und mit Sorgfalt erziehen, thut mehr oder weniger zur Vertheidigung und Rettung derselben. Fast alle Säugethierweibchen setzen sich für ihre Jungen der offenbarsten Lebensgefahr aus. Die Löwin, die Tigerin, die Pantherin, die Wölfin, die Hündin, die Bäarin und die Bache greifen den, welcher sich dem Lager ihrer Jungen nähert, wüthend an. Die scheue Füchsin kommt, wenn ein Mensch zu dem Bau, in welchem ihre Jungen liegen, hinzutritt, aus dem sichern Verstecke hervor, und scheut sich nicht durch lautes Bellen ihre Anwesenheit zu verrathen. Die Elephantin schleudert den, welcher ihr Kind rauben will, in die Luft und tritt ihn mit Füßen. Selbst die zahme Kuh stößt nicht selten nach dem, welcher ihr das Kalb nimmt. Ja wir besitzen ein zahmes Kaninchenweibchen, welches die Kage, welche sich dem Neste ihrer Jungen nähert, in die Flucht schlägt, die Ziege, welche demselben nahe kommt, in die Füße beißt, und dem Knaben, welcher hineingreifen will, so zu Leibe geht, daß er die Hand bald zurückzieht.

Allein die Väter bekümmern sich bei allen diesen genannten Thieren nicht um die Nachkommenschaft und vertheidigen ihre Jungen nicht. Wie vermöchten sie dieß auch, da sie diese nicht einmal kennen. Ja, es kommt hier der merkwürdige Umstand vor, daß sie zuweilen ihre eigenen Jungen fressen. Von den zahmen Katern ist dieß eine bekannte Sache, aber ich habe auch gesehen, daß ein wilder Igel sein Junges verzehrte.

Wie hoch stehen in dieser Beziehung die Vögel über den Säugethieren! Die meisten Vögel leben nicht nur, wie ich früher in einer besonderen Abhandlung gezeigt habe, in enggeschlossenen, lebenslänglichen Ehen, sondern vertheidigen auch ihre Weibchen und ihre Jungen mit einer Kühnheit und einem Heldemuthe, die man nicht genug bewundern kann.

Das scheue Seeadlermännchen kommt zu seinem Horste, selbst wenn ihm die größte Gefahr droht. Das sehr vorsichtige Geieradlermännchen greift den kühnen Gamsjäger, welcher seinen den meisten Menschen unzugänglichen Horst zu ersteigen wagt, mit einem Muth an, daß sein Leben in Gefahr schwebt. Der männliche Baumfalle, welcher, so lange sein Weibchen brütet, nicht zum Horste kommt, sondern das Weibchen herbeiruft, um ihm, während es brütet, für sich und später für die Jungen das Futter in der Luft zu übergeben, verliert alle diese Vorsicht, wenn sein Weibchen todt ist. Denn nun fliegt es keck zu den hungerigen Jungen und füttert sie mit der größten Sorgfalt.

Bei den Waldohreulen kommt der merkwürdige Fall vor, daß das Männchen beim Horste mit Jungen noch mehr Muth zeigt als das Weibchen. Einst näherte ich mich am hellen Tage einem Eulenhorste. Das Männchen (es war das meines *Otus silvestris*) kam aus seinem Schlupfwinkel hervor und setzte sich so dreist auf eine Eiche, daß es leicht zu schießen war. Bei einem andern Horste sah ich das Männchen, an einen Kiefernstamm angebrückt, Schildwache stehen. Es blickte ruhig auf mich und meine Gefährten nieder und hatte Muth genug, unsere Ankunft und unser Weggehen auf seinem Posten abzuwarten. Bei einem dritten, dem wir uns gegen Abend näherten, kam uns das Männchen entgegen geflogen, setzte sich keck vor uns hin und wollte uns mit seinem, dem entfernten Bellen eines Hundes nicht unähnlichen Geschrei in die Flucht jagen.

Ich besitze ein Morastpiepermännchen, welches seine Brut gegen einen Hund vertheidigen wollte. Ich habe das Männchen eines Flötenlaubfängers eine Hauskage wohl fünfzig Schritte weit unter starkem

Geschrei verfolgen sehen und nicht ohne Nührung beobachtet, wie eine männliche schwarzscheitelige Graemücke ganz in meiner Nähe mit gestäubter Haube herumflog und, als ich nicht wegging, nur wenige Schritte von mir ihren Jungen Futter zutrug.

Es ist bekannt, mit welcher Furchtlosigkeit die zahmen Gänseriche an der Spitze ihrer Nachkommenschaft den Menschen entgegentreten und den Kindern nicht selten gefährlich werden. Auch das haben vielleicht Alle gesehen, wie die Schwänenmännchen zur Brutzeit Kinder, ja Erwachsene angreifen und ihre Brut mit wahren Heldenmuthen zu vertheidigen suchen. Mir ist ein Beispiel aus der Lausitz bekannt, das merkwürdig ist. Ein Schwänenmännchen griff dort eine Gräfin von Einsiedel mit solcher Wuth an, daß sie in wirklicher Gefahr war und schwer verletzt worden wäre, wenn ihr Gemahl nicht hinzugekommen wäre und den Kämpfer durch furchtbare Stoßschläge zur Ruhe gebracht hätte. Es ist deswegen jederzeit bedenklich, sich einem Schwänenneße unbewaffnet zu nähern, und Kinder müssen durchaus davon fern gehalten werden.

Liegt nicht in diesem Muthen der Vogelmannchen, von welchen ich Ihnen diese Beispiele angeführt habe, etwas wahrhaft Großes? Wird nicht durch diesen die von mir behauptete Gemüthlichkeit der Vögel von Neuem bewiesen? Man mag das Ihnen Erzählte immerhin dem Naturtriebe (Instinkte) zuschreiben; ich streite darüber mit Niemanden, denn die, welche dieser Ansicht sind, müssen jedenfalls zugestehen, daß dann dieser Instinkt, den bis jetzt noch Niemand genügend erklärt hat, etwas wahrhaft Großes sei. Für mich aber ist dieser eben geschilderte Muth etwas mehr als eine Aeußerung des Instinktes. Denn die Liebe, und nicht etwa die wilde Geschlechts-, sondern die edle Gatten- und Kinderliebe ist es, welche die männlichen Vögel mit diesem Muthen erfüllt und sie zu dem Ihnen erzählten, gewiß bewundernswerthen Betragen begeistert.

Da nun: in den Seelen der Thiere eine solche Liebe wohnt, können sie nicht so niedrig und gemein sein, wie man sie gewöhnlich darstellt, sondern auch sie geben einen sprechenden Beweis für die Herrlichkeit dessen, welcher überall seine Allmacht, Weisheit und Güte offenbaret.“

Ueber ein Zahngebilde beim Küchlein zur Eröffnung der Eierschale *).

„Wenn man ein reifes oder völlig ausgebrütetes Hühnerlein untersucht, so sieht man auf der Oberfläche des Oberschnabels des darin befindlichen Hühnchens, dessen Kopf bereits das Amnion und Chorion durchbrochen hat, eine kleine grauweiße Erhabenheit, oder ein graues Knötchen, und ringsumher um dieselbe weißen Staub der bereits angegriffenen Kalkschale des Eies. Ich hielt diese weiße Erhabenheit des Oberschnabels bisher für eine blos unwesentliche rauhe Stelle, ohne sie besonders zu beachten. — Als ich dieselbe aber näher ins Auge faßte, war ich erstaunt, eine besondere, sehr schöne Organisation an dieser Stelle anzutreffen. Es zeigen sich nämlich, schon dem freien Auge sichtbar, zwei Spitzen oder Zähne, welche scharf aus einem grauweißen Hügelchen hervorragen. Beim Betasten dieser Theile, namentlich wenn man mit dem Fingerballen von der Spitze des Oberschnabels nach dessen Wurzel oder gegen die Nase hinstreicht, fühlt man die scharfen Spitzen der Zähne sehr gut und eindringlich, und überzeugt sich sogleich von der krystallinen Härte dieser Organe. Unter der Loupe nun bei einer vier- bis sechsmaligen Vergrößerung erkennt man die prismatische, kegelförmige, zugespitzte Form der beiden Zähne ganz deutlich. Ihre Größe beträgt $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{3}$ Linie. Sie stecken schief nebeneinander in dem weißen Höckerchen der Schnabelhaut und sehen mit ihren Spitzen etwas nach auswärts. Sie erscheinen gelblichweiß durchscheinend und krystallartig. Aus ihrer Höhle oder Tasche herausgenommen und unter die Klinge des Messers gebracht, kann man sich von ihrer krystallinen Härte überzeugen, indem sie sich nur unter großem Drucke zertrümmern lassen, was, wie bei Krystallen, mit Knirschen geschieht. Die einzelnen Trümmer, unter das Mikroskop gebracht, zeigen bei einer Vergrößerung von 360 und darüber, ein Ansehen wie alter Zahnschmelz und keine deutlichen Fasern oder Knochenkörperchen, in der Mitte stehend zwischen Zahnschmelz und mineralischer Krystallmasse. — Bisweilen ist nur ein Zahn vorhanden oder nur eines zu Tage tretend, während das andere noch in seinem Hautsäckchen verborgen ist. Einige Tage nach dem Austritt des

*) Vortrag des Herrn Professor Mayer aus Bonn in der vorjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, in Mainz.

Landesbibliothek
Karlsruhe



Das Stachelschwein.

I. Bd. 45

Hühnchens aus dem Ei fällt das Gebilde ab, mit der sich abschuppenden Hautstelle des Oberschnabels. Seine Spur bemerkt man zuerst gegen den fünfzehnten Tag der Bebrütung des Eies der Hühner. — Es ist dieses Zahngebilde unstreitig das gesuchte Organ, um die Eischale allmählig durchzureiben, zu durchlöchern und zu durchbrechen. Die Spitze des Schnabels des Hühnchens ist zu dieser Operation nicht wohl tauglich, theils wegen ihrer Weichheit und wahrscheinlich noch großen Empfindlichkeit, theils aber auch hauptsächlich, weil das Hühnchen mit dem Kopfe horizontal im Ei liegt und nur mit der größten Anstrengung den Kopf aufrichten und die Spitze des Schnabels aufwärts gegen die Eischale richten könnte. Dagegen läuft die Schale mit dem Oberschnabel parallel und jene Zähne stoßen wie von selbst gegen die Eischale an, sie allmählig durchreibend.“

Das Stachelschwein.

(Tafel 45.)

Die sogenannten Stachelschweine sind, trotz der Waffe, welche die Natur ihnen zur Vertheidigung gegeben, sehr friedliche Thiere, und die Garten- und Feldbesitzer thun sehr unrecht daran, sie zu verfolgen. Denn sie richten an den Gewächsen entweder gar keinen Schaden an, oder doch nur solchen, der kaum beachtenswerth erscheint, während sie dagegen eine Menge Ungeziefer vertilgen. Sie fressen zwar Obst, aber nur das, was von den Bäumen fällt, und hin und wieder eine Traube, auch genießen sie wohl einige wenige Wurzeln; ihre Haupt- und Lieblingspeise aber sind Insekten, besonders Maitäfer und deren Larven, die berüchtigten Engerlinge, Regenwürmer und Schnecken. Von diesem Ungeziefer verzehrt das Stachelschwein so viel, und leistet dadurch dem Garten oder dem Felde so großen Nutzen, daß man ihm wohl einige Trauben und Birnen gönnen kann. Noch mehr, es fängt im Laufe der wärmeren Jahreszeit auch manche Feldmaus, obwohl diese bekanntlich schnell, es selbst dagegen nur mit Mühe laufen kann; auch Kröten und Frösche verschmähet es nicht, und eben so wenig junge Vögel, die es aus Erdnestern holt. Im Winter schläft das europäische Stachelschwein, und zehrt dann, wie die Bären, vom eigenen Fette. Sobald es

kalt zu werden anfängt, sucht es ein passendes Winterlager auf, das es gewöhnlich in dichtem Gesträuche oder unter einer Baumwurzel findet. Da es zu den grabenden Thieren gehört, so scharrt es sich ein tiefes Loch aus, welches von ihm mit Laub und Moos gefüttert wird, so daß es eine bequeme Schlafstelle bildet. Die Strahlen der Frühlingssonne erwecken auch den Igel zu neuem Leben; und wenn Büsche und Bäume zu knospen beginnen, dann tritt auch er seine einsamen Wanderungen an, und geht der Nahrung nach, die er schüchtern aufsucht. Nur in abgelegenen Gegenden wagt er sich auch bei Tage hinaus, sonst ist er ein Freund der Dämmerung und des nächtlichen Dunkels, um sich besser vor seinen Feinden zu verbergen, deren er manche hat. Dahin gehört zuerst der Mensch, der ihm unklugerweise nachstellt, und von dem er sich doch leicht zähmen läßt, und welchem er als Hausthier in Hof und Keller gute Dienste thut, indem er Mäuse wegfängt. Nähert man sich ihm und wittert er Gefahr, so ballt er sich zusammen. Sein Scheitel und der Rücken sind mit hornartigen, Zoll langen, spitzigen, weiß, braun und schwarz besprenkten Stacheln besetzt, während sich am übrigen Theile des Leibes kurze, borstenartige Haare zeigen. Jene Stacheln hält er, sich mit denselben den ganzen Körper gleichsam umpanzernd, nach Aussen, so daß ihn Keiner mit den Händen angreifen darf, wenn er nicht schmerzhaft Wunden holen will. Deshalb lassen sich die Hunde nur ungern auf ihn hegen. Nur der Fuchs ist im Stande den Igel dahin zu bringen, daß er sich entballt. Ein unsauberer wüster und verschlagener Gesell, der Meister Keinede ist, besprengt er ihn mit seinem übelriechenden Urin dermaßen, daß der arme Geplagte den Gestank nicht länger aushalten kann. Er legt also seine Stacheln nieder, ist nun leicht zu fassen, und sein wohlschmeckendes Fleisch, das auch von Menschen genossen wird, ist nun eine Beute des pfliffigen Fuchses.

Der europäische Igel ist fast über unsern ganzen Erdtheil verbreitet, nur im hohen Norden findet man ihn nicht, dort ist ihm die Kälte zu stark. Es gibt aber auch in den übrigen Erdtheilen andere Igel- oder Stachelschweinarten, namentlich einige in Amerika, z. B. das auf unserm Bilde dargestellte, welches sich in mancher Hinsicht von dem europäischen unterscheidet, und größer ist, als dieses. Die Indianer behaupten von ihm, es könne seine Stacheln, gleich Pfeilen, aus der Haut abschließen, und damit seine Feinde aus weiter Ferne verwunden. Man braucht wohl nicht erst zu bemerken, daß diese Behauptung eine irrige sei. Die Stacheln werden zu mannigfachen Zwecken benützt, namentlich

durchbohren die Indianer sich damit die Ohrlappen und Nasenknochen, um dann ihre Ringe und andere Zierathen hindurchzustecken. Auch puzen sie ihre aus Büffelkellen gefertigten Mäntel, ihre Köcher und Tabackbeutel damit. Das amerikanische Stachelschwein läßt sich, gleich dem unserigen, sehr leicht zahm machen; das brasilianische ist unter allen das kleinste, und hat in seiner Lebensweise große Aehnlichkeit mit dem europäischen.

Das amerikanische Stachelschwein erreicht ein Alter von höchstens fünfzehn Jahren. Die Jungen erhalten erst allmählig Stacheln, werden von der Mutter etwa vier Wochen lang gesäugt, und dann gleich zum Aufsuchen von thierischer Pflanzennahrung angeleitet. Die Alte vertheidigt sie gegen jeden Angriff mit großem Muth, so furchtsam sie auch sonst ist. Das Stachelschwein beißt nie, und sucht alle möglichen Mittel und Wege auf, um dem Feinde, wenn es ihn nur wittert, zu entriechen. Stellt ihm ein Wolf nach, so sucht es sich auf einen Baum zu retten, so mühsam das Klettern ihm auch wird, und hält sich an demselben so lange fest geklammert, bis jener des Wartens überdrüssig geworden. Seine gefährlichsten Feinde sind die Schlangen, mit denen es unablässig Krieg zu führen gezwungen ist. Kann es einer Klapperschlange nicht ausweichen, so rollt es sich zusammen, kugelt sich auf seinen Gegner, und tödtet ihn mit den spitzen Stacheln. Das versichern wenigstens die Amerikaner, wir müssen es dahin gestellt sein lassen.

Die Fetzgans.

(Tafel 46.)

Die Klasse der Vögel hat das Eigenthümliche, daß sie fast lauter Thiere in sich begreift, welche einander sehr ähnlich sind und hinsichtlich ihres Baues nur in minder wesentlichen Dingen, wie z. B. in der Bildung des Schnabels und der Füße von einander abweichen. Gleichwohl gibt es einige Vögel, welche sich wesentlicher unterscheiden und die wegen ihres auffallenden Baues wie Ausnahmen zu betrachten sind und in den verschiedenen Gruppen dieser Geschöpfe gleichsam als Grenzpunkte erscheinen. Eine solche Erscheinung ist die Gattung der Fetzgänse oder Pinguine, deren Arten sämmtlich nicht fliegen können, weil ihnen die Schwungfedern fehlen.

Ihre Beine sind so weit hinten am Körper, daß bei einer wagerechten Haltung desselben, das Gleichgewicht nicht erhalten werden könnte. Sie stehen und gehen daher aufrecht, und zwar nicht bloß auf den Zehen, wie die anderen Vögel, sondern auch auf dem sogenannten Lauf oder Laufbein, jenem Theile der Füße, welcher sich nach oben an den Unterschenkel anschließt, nach unten aber mit den Zehen in Verbindung steht. Bei allen übrigen Vögeln ruhen nur die Zehen beim Stehen auf dem Boden, bei den Fetzgänsen wird auch das Laufbein aufgesetzt, und sie gewinnen dadurch die festere Stellung, welche ihnen in Ermangelung der unterstützenden Schwungfedern nothwendig ist. Einen ähnlichen Ersatz für die unvollkommenen Flugwerkzeuge haben sie auch in ihrer kurzen hinteren Zehe, welche nicht wie sonst nach hinten, sondern nach vorn gerichtet ist und so beim Laufen den Körper kräftiger fortbewegt und beim Stehen dazu beitragen hilft, daß der Körper nicht nach vorn überfällt. Der Schnabel der Fetzgänse ist ein wenig zusammengedrückt und am Ende gekrümmt. Ihr Schwanz ist kurz und gestutzt. Alle leben an den Küsten der südlichen Halbkugel.

Die Art, welche wir auf unserer Tafel abgebildet haben, ist die goldschopfige Fetzgans, *Aptenodytes Chrysoscome*. Sie ist so groß wie eine starke Ente, hat einen schwarzrothen Schnabel und ist auf dem Rücken und an den Flügelstummeln dunkel schieferblau, fast schwarz, an der Brust und am Bauche weiß. Sie zeichnet sich vornehmlich durch einen goldgelben Schopf aus, der sich vom Hinterkopfe nach beiden Augenbraunen herumzieht und im Zustande der Ruhe dem Nacken zugewendet ist, aber, wenn der Vogel erzürnt ist, sich sogleich aufrichtet. Die goldschopfige Fetzgans kann sich auf dem Lande nur sprungweise von der Stelle bewegen, weshalb sie Cuvier und Vieillot auch die Springerin genannt haben, obgleich das Thier nicht sonderlich lebhaft ist. Das Weibchen legt ein einzelnes Ei, welches es in einem Erdloche bebrütet.

Die größte Art in dieser Gattung ist die patagonische Fetzgans (*Aptenodytes patagonica*). Sie ist ungefähr von der Größe unserer Hausgans, fast 3 Fuß lang, und hat am Halse 2 schiefe citrongelbe Streifen, welche sich vorn auf der Mitte desselben vereinigen.

Diese Thiere finden sich in zahllosen Schaaren auf den Südeinseln, besonders aber an der Magellansstraße, wo sie schon der Weltumsegler Forster und in neuester Zeit wieder der berühmte Reisende, Kapitän Ross, beobachtet hat. Forster sagt in seiner interessanten Reisebeschreibung, diese aufrechten Thiere seien ihnen von Ferne wie kleine Kinder mit weißen Schürzen vorgekommen.



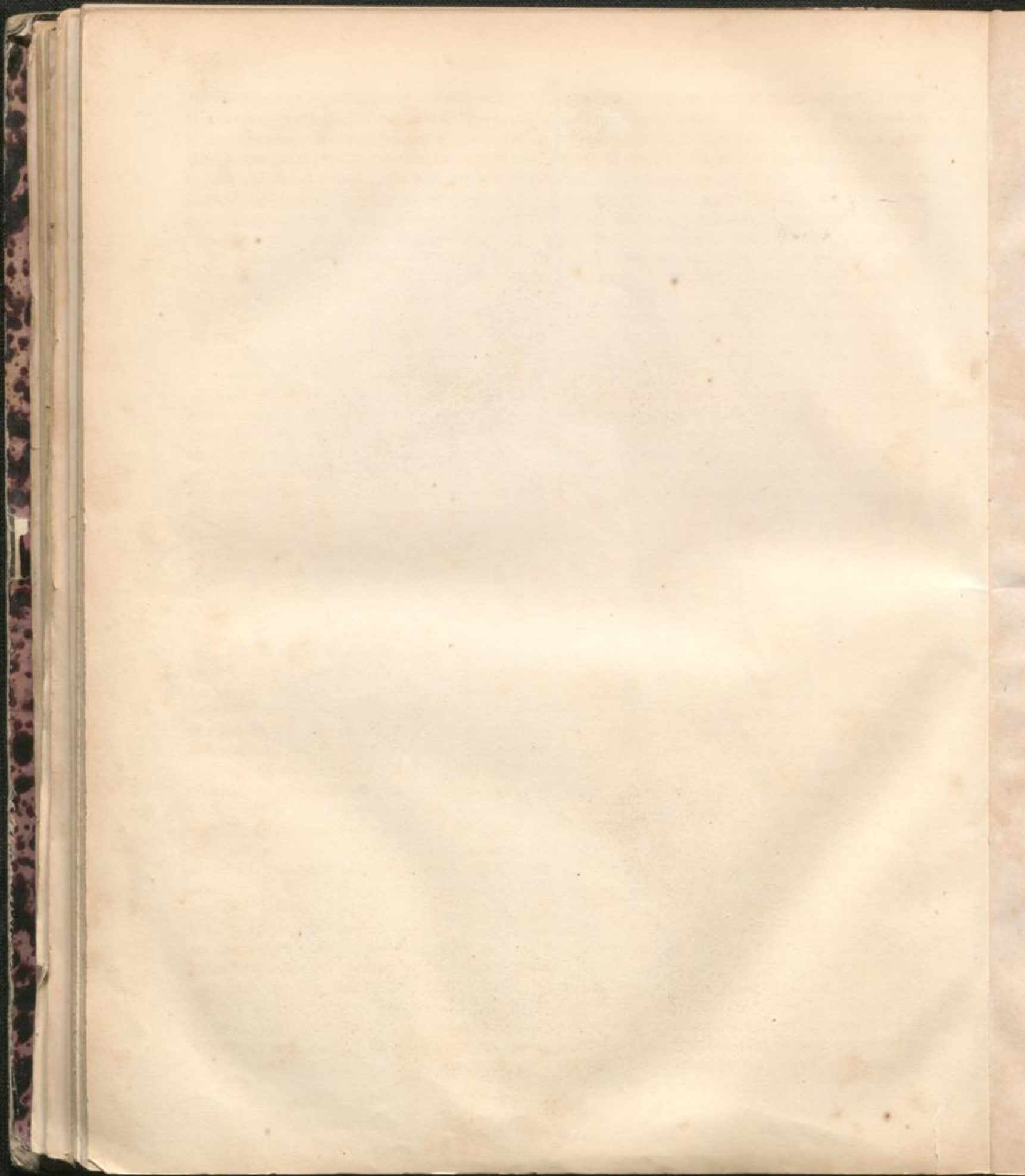
Die Fellgans. (Der Ringeln.)



Der Pelikan.

T. 40.

Verlag v. F. M. v. d. P. in Mannheim



Kapitän Ros beobachtete sie auch an den neu entdeckten südlichsten von Eis starrenden Meeresküsten. Er bemerkt, es sei mühsam, sich durch diese Heerden durchzuarbeiten. Sie leben theils im Wasser, wo sie beim Schwimmen bis zum Kopfe untergetaucht sind und dabei auch mit ihren Flügelstummeln rudern; theils leben sie auf dem Lande, wo sie, wie Soldaten, in regelmäßige dichte Reihen gestellt und mit großer Ordnung abgetheilt sind. An einem Plage sind die Jungen, die mausernden Vögel an einem andern, und an einem dritten die brütenden Weibchen. Sie lassen sich zähmen, bleiben aber, besonders in gemäßigten oder gar warmen Gegenden, in diesem Zustande nicht lange am Leben. Sie brüten am Ufer und nehmen bei diesem Geschäfte die Eier zwischen die Schenkel. Nähert man sich ihnen, so entfernen sie sich sammt den Eiern, können aber ihrem Verfolger nicht leicht entgehen. Ihr Fleisch ist schwarz und thranig, aber dennoch, wie die Eier, essbar. Das gefochte Eiweiß der letzteren ist durchsichtig. Aus dem Felle dieser Thiere verfertigt man Beutel, Kleiderverzierungen und andere Puzwaaren.

Der Pelikan.

(Tafel 46.)

Die Gattung der Pelikane oder Kropfgänse gehört zu der Ordnung der Schwimmvögel. Die dahin gehörigen Arten unterscheiden sich von den übrigen Vögeln hauptsächlich durch ihren langen, breiten, unten mit einem häutigen ausdehnbaren Sacke, an der Spitze mit einem scharfen Haken versehenen und oberhalb platten Schnabel. Um die Augen haben sie einen kahlen Ring. Am häufigsten findet sich der gemeine Pelikan, oder Efeltschreier (*Pelecanus Onocrotalus*). Er hat die Größe eines Schwanes und eine schöne, röthlichweiße, im Alter weiße Grundfarbe. Der Schnabel ist gelb, mit rothem Rande, an der Spitze roth, zuweilen auch nur dunkler gefärbt, auf dem Rücken mit einem blauen Streife bezeichnet. Augen und Kehlsack sind gelb, die Schwungfedern schwarz. Auf seinem Kopfe befindet sich eine kleine liegende Haube; die Flügel stehen von dem Leibe ab; der Schwanz ist kurz und abgerundet, und alle Zehen sind durch eine Schwimmhaut verbunden, auch der hintere, welcher bei vielen andern Schwimmvögeln frei ist.

Dieser Vogel kann ziemlich gut fliegen, was bei seinen kurzen Flügeln wohl kaum der Fall sein könnte, wenn er nicht die Eigenschaft hätte, mehr Luft als andere Vögel in seinen Körper aufzunehmen und denselben dadurch leichter zu machen. Alle Vögel können bekanntlich Luft in ihre Knochen aufnehmen. Der Pelikan kann überdies das Zellgewebe unter der Haut seines Leibes mit Luft füllen und dadurch aufblähen. Dadurch wird der Körper zwar größer, aber im Verhältniß zu seiner Masse leichter. Er lebt in Gesellschaft anderer Schwimmvögel am Ufer von Meeren, Seen und Flüssen in den wärmeren Gegenden der ganzen Erde, namentlich im Osten und Süden von Europa und im Westen von Asien, besonders an den Küsten des schwarzen und mittelländischen Meeres und auf der untern Donau, von wo aus er sich in seltenen Fällen nach Deutschland verfliegt. So sah man im Jahr 1786 über hundert Pelikane auf dem Bodensee in der Gegend von Lindau. Sie nähren sich von Fischen und versammeln sich Morgens und Abends auf dem Wasser in der Nähe des Ufers, besonders in Buchten, wo sie einen kleineren Raum einschließen und dann die Fische durch Plätschern mit den Flügeln auf leichte Stellen treiben und fangen. Der Pelikan kann nämlich nicht tauchen. Größere Fische verschluckt er oft nur zum Theile und wartet alsdann, bis das verschluckte verdaut ist und das Uebrige bei ihm Raum findet. Er fliegt gut, obgleich das Aufsteigen ihm schwer fällt. Sehr häufig sieht man ihn auf Bäumen sitzen.

Schon im Alterthume galt dieser Vogel als Muster mütterlicher Liebe. Man glaubte, er reiße sich mit dem Schnabel die Brust auf und nähere die Jungen mit seinem Blute. Dieser Irrthum wurde dadurch veranlaßt, daß der Vogel die Nahrung in seinem Kehlsack den Jungen aufbewahrt und zuträgt und bei diesem Geschäfte oft mit dem Blute der gefangenen Fische gefärbt ist. Ueberdies hat die blutrothe Spitze seines Schnabels diese Meinung noch unterstützt.

Sein Nest baut er in einer Erdvertiefung, die er mit Gras ausfüttert. Er legt darcin zwei bis drei weiße Eier. Wenn er dieselben gefährdet glaubt, soll er sie ins Wasser tragen, um sie später wieder zu holen. Wenn er den Jungen Wasser zutragen hat, so entleert er es dadurch in den Schnabel derselben, daß er seinen Kehlsack an die Brust andrückt. Beim Beginne der unfreundlicheren Jahreszeit begeben sich diejenigen, welche in gemäßigten Ländern leben, in wärmere Gegenden. Der Pelikan läßt sich sehr leicht zähmen und wird gegen achtzig Jahre alt. Man benützt seine Haut zu Taschen und Beuteln und die Schwungfedern zum Schreiben und Zeichnen.

Eine ähnliche Lebensweise hat der auf unserer Tafel abgebildete, noch weniger bekannte krausköpfige Pelikan (*Pelecanus crispus*), welcher etwas größer ist als der gemeine, und auf Rücken und Flügeln einen zarten grünlichen Anflug hat. Sein Hals ist mit krausen ab-

stehenden Federn und sein Kopf mit einem gleichsam frisirten Schopfe geziert. Dieser Vogel wurde erst in neuester Zeit in Dalmatien in ziemlicher Menge angetroffen. Er findet sich auch in Aegypten.

Lehren der Weisheit *).

In unserer Zeit ist jedes Ding in seiner Vollkommenheit, der Mensch von Verstand in der größten.

Größere Gaben werden heutzutage erfordert, um Einen Weisen zu bilden, als man sonst zu sieben brauchte, und größere Geschicklichkeit wird erfordert, um mit Einem Menschen zurecht zu kommen, als ehemals mit einem ganze Volke.

Wissen und Können zusammen machen den großen Mann.

Diese zwei Eigenschaften machen unsterblich, weil sie selbst es sind. Der Mann ist so groß als er weiß, und wenn er handelt, vermag er Alles. Die Klugheit ist sein Auge, die Stärke seine Hand. Die Wissenschaft wird nur durch Kraft befruchtet.

*) Aus dem Bächlein „Männerschule von Balthasar Gracian. Aus dem Spanischen übersezt von Fr. Kollé.

Der Verfasser ist das, was man mit kurzen Worten einen feinen Kopf nennt; er geht von dem Grundsatz aus, daß man nicht damit ausreicht, im Leben bloß gut zu sein, sondern daß man auch klug sein müsse. Einfache Güte allein ist nicht genug, nach dem alten Sage: seid ohne Falch wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Die Sätze, die Gracian aufstellt, sehen sich oft ganz einfach an, haben sich aber meist erst nach langen Lebensrechnungen als Fazit ergeben, und jeder der sie liest und sich zu eigen machen will, wird wohl daran thun die Rechnung, wie man sagt, die Probe darüber zu machen.

Die aufsuchen von welchen man lernen kann.

Der gewöhnliche Verkehr muß als Schule des Wissens und Handelns dienen und unsere Freunde müssen uns als Lehrer dienen können. Zwischen Gebildeten ist das Vergnügen gegenseitig. Die Rede wird durch Beifall, das Hören durch Lernen bezahlt. Nur zum eigenen Vortheile lassen wir uns zum Reden bringen. Der Vernünftige sucht die Ausgezeichneten auf. Einige lehren schon durch ihr Beispiel, und ihr Verkehr hat die Eigenschaften einer beständigen Schule der Klugheit.

Kunst, Natur, Stoff, Form.

Keine Schönheit ohne Hülfe, keine Vollkommenheit, welche der Kunst entbehren könnte. Diese verbessert den Mangel, erhöht den Vorzug. Gewöhnlich hält die weise Natur das Höchste zurück, damit wir zur Kunst uns wenden. Ohne diese bleibt die glücklichste Eigenthümlichkeit roh, und den höchsten Gaben, welche man sich selbst überläßt, fehlt die Hälfte. Nur durch die Form kann der Stoff sich ganz darstellen und entwickeln.

Wissen und Wollen.

Aus beiden zusammen kommt gutes glückliches Gelingen. Heller Verstand mit schlechtem Willen ist eine unnatürliche Paarung. Dieser ist das Gift des mensch-